AUS EIGENER UND FREMDER FEDER

Eine Insel in den Bergen

18.03.2008 16:11 von Heike Arnold (Kommentare: 0) Nur noch rund 1000 Menschen sprechen Zimbrisch, im Trentiner Ort Lusérn will man, dass es wieder mehr wreden

Eine Insel in den Bergen

Nur noch rund 1000 Menschen sprechen Zimbrisch, im Trentiner Ort Lusern will man, dass es wieder mehr werden

Von Stefan Ulrich

Lusern, im März – Wir befinden uns im Jahr 2008 nach Christus. Im ganzen Land der Zimbern wird nur noch Italienisch gesprochen. Im ganzen Land? Nein. Ein von unbeugsamen Zimbern bewohntes Dorf hört nicht auf, sich dem Untergang seiner alten Sprache entgegen zu stemmen. Der Bürgermeister, Luigi Nicolussi, steht auf dem sonnigen Platz vor dem Rathaus, mitten in den Bergen des Trentino, und grüßt: „Bolkhent in lont von Zimbarn" – „Willkommen im Zimbernland". Der Hüne mit dem dichten Schnurrbart und dem stattlichen Bauch sieht auch aus wie einer der gallischen Helden aus „Asterix und Obelix". Doch er ist kein Gallier. „Ich fühle mich als Verwandter der Bayern", sagt er. Schließlich seien seine Urahnen vor Jahrhunderten aus der Gegend um Benediktbeuern hierher gekommen.

Nicolussi zieht den Besucher in die Bar Rossi, in der das Glas Wein 70 Cent kostet und die Welt auch sonst in Ordnung ist. Allerdings spricht sie in seltsamen Zungen. Einige Männer und Frauen stehen an der Theke und plaudern in einem Idiom, aus dem man vereinzelt bayerische und italienische Worte herauszuhören wähnt. Neuere Begriffe haben die Zimbern aus dem Italienischen übernommen. So nennen sie Kartoffeln „Patatn", denn die Knollen waren in Europa unbekannt, als Nicolussis Vorfahren aus Bayern weggingen. „Also konnten sie das Wort Kartoffel nicht mitnehmen."

Linguisten führen das Zimbrische auf einen mittelhochdeutschen Dialekt zurück, wie er vor 800 Jahren in Bayern gesprochen wurde. Weil dort zu viele Menschen zu wenig zu essen hatten, wanderten etliche Familien in die dünn besiedelte Bergwelt zwischen Trient, Verona und Vicenza aus. Dort entwickelte sich ihre Mundart zur Sprache mit eigener Grammatik. Italienische Humanisten vermuteten fälschlich, die seltsam klingenden Bergler seien Nachkommen des aus Dänemark stammenden Zimbern-Volks, das 101 v. Christus in der Po-Ebene von den Römern besiegt wurde. Der Namen ist den eingewanderten Bayern geblieben.

„Noch vor 200 Jahren sprachen 20 000 Menschen in den Bergen zwischen Etsch, Brenta und der Poebene Zimbrisch", erklärt Nicolussi. Doch dann sei die Sprache allmählich vom Italienischen verdrängt worden. Die Not zwang viele Menschen zum Auswandern, der italienische Nationalstaat drängte zur Assimilation und italienische Pfarrer drohten den Zimbern mit der Hölle, falls sie ihre „barbarische Sprache" benützten. Während des Ersten Weltkrieges wurden viele zimbrische Dörfer evakuiert, später verboten Mussolinis Faschisten den Menschen, Zimbrisch zu sprechen. „Da schämten sich viele ihrer Sprache", sagt Nicolussi.

„Noch zu meiner Schulzeit haben die Lehrer Druck ausgeübt", erinnert sich der 59 Jahre alte Bürgermeister. So schien auch der letzte Hort der Zimbern, das auf 1300 Metern Höhe abgelegene Lusern, zu verschwinden oder zu einem ganz normalen italienischen Bergdorf zu werden. Immer mehr Familien zogen fort. Doch es entstand auch eine Art zimbrischer Widerstand, und der speiste sich ausgerechnet aus der achtundsechziger Bewegung.

„Wir waren jungen Leute und haben Kraft geschöpft aus dieser Bewegung", sagt Nicolussi. „Wir kannten nicht mehr wie die Alten die Furcht vor dem Faschismus." So gründeten die Jungen einen zimbrischen Kulturverein, den sie Mahatma Gandhi nannten – damals eine Provokation. Bald darauf musste auch Nicolussi auswärts Geld verdienen. Er arbeitete in den siebziger Jahre in München als Sozialberater für Italiener. „Doch ich hing an diesem Dorf und meinen Leuten." Er engagierte sich bei der Gemeindewahl 1980 für eine Bürgerliste und versprach: „Wenn wir gewinnen, komme ich zurück und werde Bürgermeister." Die Zimbern nahmen ihn beim Wort.

Rom zeigt sich spendabel

Seitdem kämpft Nicolussi mit aller Kraft für das Überleben seiner Sprache. Schließlich wird sie nur noch von 300 Bürgern in Lusern und einer verstreuten Diaspora von weiteren 700 Menschen gesprochen. Damit ist das Zimbrische eine der wenigst benutzten Sprachen der Erde. „Ich werde nicht zulassen, dass sie verschwindet", sagt Nicolussi. „Ich habe keine Kinder, so kann ich mich ganz dem Zimbrischen widmen. Meine Frau versteht mich, auch wenn sie mich beschimpft, wenn ich zu viel mache." Frau Nicolussi ist Italienerin aus Trient. Längst spricht sie fließend Zimbrisch.

Der Bürgermeister hat sein schmuckes Bergdorf, das von Hochalmen und Tannenwäldern umgeben ist, zum Welthauptquartier des Zimberntums ausgebaut. Mittlerweile gibt es ein Kulturinstitut, ein Dokumentationszentrum, ein Heimatmuseum, Sommerkurse für Kinder aus der Diaspora, Zimbrisch-Unterricht im Kindergarten, Zimbern-Tagungen, zimbrische Kinderbücher, Cartoons, Filme und einen Zimbern-Chor. Außerdem sorgt eine Internet-Seite für den Kontakt mit Emigranten in aller Welt. „80 Zugriffe haben wir täglich", sagt der Bürgermeister stolz.

2001 setzten Nicolussi und seine Mitstreiter durch, „dass uns das Parlament in Rom als Minderheit anerkannte". Seither zeigt sich Italien großzügig. Es fließt reichlich Geld in den Ort. So sind die Böden im Kulturinstitut mit rotem Marmor und edlem Parkett ausgelegt, die Mitarbeiter sitzen auf eleganten Ledersesseln und tüfteln an einem zimbrischen Wörterbuch oder an Sprachkursen für Erwachsene. Hier arbeitet auch Stefano, ein junger Mann, der wie zwei Drittel der Bürger des Dorfs Nicolussi heißt. Stefano ist der Redakteur des Zimberntums. „Ich habe eine Fernsehkamera und mache damit Aufnahmen und Interviews im Ort", erzählt er. Danach stellt er in seinem Ministudio eine Nachrichtensendung zusammen, die einmal wöchentlich ausgestrahlt wird – auf Zimbrisch, versteht sich. Außerdem produziert er zimbrische Zeitungsseiten. Sie erscheinen unter der Kopfzeile „di sait vo Lusern" in Tageszeitungen der Region.

Viel Zinnober um die Zimbern? Jedenfalls zeitigt der Einsatz Erfolge. Es reisen viele Besucher in den Ort, der Tourismus floriert – erste Familien kommen zurück. Jedes Neugeborene wird von Luigi Nico-

Süddeutsche Zeitung 18.03.08